

MEGAN WHALEN TURNER
Die Legenden von Attolia 3

Megan Whalen Turner

Der Gebieter
Die Legenden von Attolia 3

Roman

Deutsch von Maike Claußnitzer

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
„Attolia 3. King of Attolia“ bei Greenwillow Books, New York.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2011
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2006 by Megan Whalen Turner
Published by agreement with HarperCollins Children's Books,
a division of HarperCollins Publishers.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Redaktion: Alexander Groß
HK · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
eISBN 978-3-641-10780-2

www.blanvalet.de

Dieses Buch ist in Dankbarkeit Elizabeth Cretti gewidmet.
Ohne ihren unermüdlichen Einsatz
hätte es nicht geschrieben werden können.

Prolog



Die Königin wartete. Sie saß am Fenster und sah die Lichter der Stadt im letzten Rest des langen Zwielflichts funkeln. Die Sonne war schon vor Stunden untergegangen, aber es war immer noch nicht völlig dunkel. Es würde auch keine echte Dunkelheit eintreten, nur in der ein oder anderen unbeleuchteten Ecke. Die Laternen würden die ganze Nacht lang brennen, während die Menschen von Fest zu Fest zogen, bis sie die Rückkehr der Sonne und den neuen Tag begrüßten, um schließlich nach Hause zu wanken. Sie feierten mit Wein, Musik und Tanz einen Tag, von dem sie angenommen hatten, dass er nie kommen würde. Den Hochzeitstag der Königin. Sie saß am Fenster, betrachtete die Lichter, lauschte der Musik und wartete auf ihren Ehemann.

In Attolia kam in der Hochzeitsnacht die Frau zu ihrem Mann. In Eddis kam der Mann zu seiner Braut. Sie hatten sich entschieden, dem eddischen Brauch zu folgen. Die Eddisier konnten das so deuten, dass die Königin sich den Sitten der Heimat ihres Bräutigams anpasste, aber die Attolier würden darin einen weiteren Beleg dafür erblicken, dass die Königin sich über die traditionellen Pflichten einer attolischen Frau hinwegsetzte. Es war ein genau berechneter Tanz aus Schatten und Inhaltslosigkeit, aber unter alledem verbarg sich die Heirat zweier Menschen. Heute hatte sie die Herrschermacht über ihr Land an

Eugenides abgetreten, der alles, was er sich je erhofft hatte, aufgegeben hatte, um ihr König zu werden.

Auf dem großen, offenen Palasthof standen Tische und leuchtende Laternen mit bunten Papierblenden. Ornon, der Botschafter von Eddis, unterdrückte erst ein Gähnen und dann das Lächeln, das darauf folgte, als er sich die Zukunft des einstigen Diebs von Eddis ausmalte. Er und Eugenides waren alte Feinde, und bei der schönen Vorstellung, den Dieb von Herrscherpflichten niedergedrückt zu sehen, wurde ihm warm ums Herz. Sie war weitaus befriedigender als irgendeine kleinliche Rache, die Ornon sich hätte einfallen lassen können. Die Königin von Eddis las von der anderen Seite des Hofes her seine Gedanken und warf ihm einen Blick zu, der ihn dazu brachte, sich gerader aufzusetzen, noch einen Schluck Wein zu nehmen und sein Lächeln seinem Tischnachbarn zuzuwenden.

Auf der Palastmauer stand ein junger Gardist auf Posten und hatte beinahe die gleiche Aussicht über die Stadt wie die Königin von Attolia von ihrem Fenster aus. Er verpasste das Fest, aber er hielt ohnehin nicht viel vom Trinken und von Prügeleien, und so machte es ihm nichts aus. Er war gern hoch über dem Palast postiert. Die Einsamkeit und die Zeit fern vom Lärm der Baracken und seiner Kameraden verschafften ihm Gelegenheit zum Nachdenken. Dieser Dienst auf den höchsten Ausläufern der Palastmauern war ihm am liebsten. Es gab keine Gefahr, nach der er Ausschau halten musste: Kein Schiff aus Sounis konnte ihren Hafen erreichen, keine Armeen würden aus den Hügeln jenseits des Tals herunterströmen. Attolias gefährlichster Feind war bereits im Palast – und nun wohl kein Feind mehr. Heute Nacht hätte Costis genauso gut schlafen können, so unwichtig war sein Wachdienst. Doch er nahm Haltung an und

versuchte, aufmerksam zu wirken, als sein Hauptmann neben ihm erschien.

»Costis«, sagte der Hauptmann, »du verpasst das Fest.«

»Ihr auch, Hauptmann.«

»Das macht mir nichts aus.« In der Stimme des Hauptmanns lag keinerlei Gefühlsregung.

Später in der Nacht, als die offiziellen Bankette im Palast zu Ende gegangen waren, schob der Archivsekretär, fern aller noch immer lautstarken Feiern auf den Straßen der Stadt, die Papiere auf seinem Schreibtisch hin und her. Mehr als irgendjemand sonst hatte er Anlass, den neuen König zu fürchten. Er war insgeheim an die Königin herangetreten und hatte ihr vorgeschlagen, Möglichkeiten durchzusprechen, die Macht des Königs zu beschränken. Eugenides war jung; er war unerfahren, ungestüm und naiv. Er würde leicht zu lenken sein, sobald der Einfluss seiner eddisischen Ratgeber nachließ, wie er es unweigerlich tun würde. Die Königin hatte mit einem warnenden Blick geantwortet, der ausgereicht hatte, Relius deutlich zu machen, dass er seine Kompetenzen überschritten hatte. Er hatte sich unter Entschuldigungen zurückgezogen. Er würde das Schicksal des Königs der Königin überlassen, aber er würde sich selbst nicht vormachen, dass er keine Angst hatte.

Kapitel 1



Costis saß in seinem Zimmer. Auf dem Tisch vor ihm lag ein Stück Papier, das einen Bericht über den Trupp Männer, den er befehligte, hätte enthalten sollen. Er hatte die ersten paar Zeilen des Berichts ausradiert und darunter den Beginn eines Briefs an seinen Vater niedergeschrieben. Er lautete: »Vater, ich muss meine Handlungsweise erklären«, und hörte dann auf. Costis konnte seine Handlungsweise nicht erklären. Er rieb sich das Gesicht mit den Händen und versuchte erneut, seine aufgeregten Gedanken zu kühlen Worten und geordneten Sätzen zu bändigen.

Er ließ den Blick über das Durcheinander in seinem Quartier schweifen. Seine kleine Kleidertruhe war auf den Boden ausgeschüttet worden. Das Tablett, das darauf gestanden hatte, um seine Manschettenknöpfe und Gewandnadeln aufzunehmen, war neben das Bett geworfen worden. Die Manschettenknöpfe und Ersatzknöpfe lagen überall verstreut; auch das kleine Bild seines Gottes war zu Boden gefallen. Seine Bücher waren verschwunden. Er hatte drei gehabt. Das Gleiche galt, wie er vermutete, für seinen Geldbeutel, der alles Geld enthalten hatte, das er in seinem Zimmer aufbewahrte. Es war schade darum. Er hätte das Geld seinem Freund Aristogiton gegeben. Sein Schwert war aus seiner Wandhalterung verschwunden. Auch das hätte er Aris gegeben.

Die beiden Soldaten, die ihn in festem Griff vom Übungsplatz zurückgeführt hatten, hatten jeden scharfen Gegenstand aus dem Raum entfernt. Sie waren Veteranen, die einen Großteil ihres Lebens in der Garde gedient hatten. Sie hatten seine kleine Truhe durchsucht und die dünne Matratze und das Laken vom schmalen Bettgestell gezerrt. Einer hatte Costis Schwert von der Wand genommen und sein Messer von der Fensterbank aufgehoben, während der andere seine Papiere eingesammelt und in der Faust zusammengeknüllt hatte. Ohne ihn noch einmal anzusehen waren sie gegangen. Costis hatte seinen dreibeinigen Schemel wieder aufgerichtet. Sie hatten seine Mantelspangen dagelassen, die schlichte für alle Tage und die verzierte mit der Bernsteinperle. Das hatte ihn etwas überrascht. Seine gute Mantelspange war eine Fibel mit vier Zoll langem Schaft, der so dick wie ein Getreidehalm war. Sie wäre so wirkungsvoll wie ein Schwert gewesen, wenn Costis sich entschlossen hätte, sie zu gebrauchen. Sogar die kleinere Mantelspange hätte ausgereicht: Zwei Zoll an der richtigen Stelle waren alles, was nötig war.

Während Costis ohne echten Antrieb über die Möglichkeiten nachgedacht hatte, die die Fibeln boten, war der Vorhang vor seiner Tür beiseitegeschlagen worden. Einer der Soldaten war zurückgekehrt, hatte mit forschen Fußtritten das Gewirr auf dem Boden durchforstet und bald die Gewandspangen gefunden. Nachdem er sie aufgehoben hatte, hatte er rasch den Boden noch einmal abgesucht, um festzustellen, ob dort noch weitere lagen. Er hatte die Sandalenriemen gesehen und an sich genommen. Er hatte Costis einmal gemustert und verächtlich den Kopf geschüttelt, als er gegangen war.

Costis sah wieder den Brief vor sich an. Dies war fast das einzige Papier, das man ihm gelassen hatte. Er hätte es nicht verschwen-

den sollen, aber er wusste nicht, wie er seinem Vater seine Handlungsweise erklären sollte, wenn er sie sich nicht einmal selbst erklären konnte. Er hatte einen geheiligten Eid gebrochen und binnen eines Augenblicks seine Laufbahn, sein Leben und vielleicht seine Familie zerstört. Es war unnatürlich, auf Ereignisse zurückzublicken und nicht glauben zu können, dass das, woran man sich erinnerte, tatsächlich geschehen war.

Es war Nachmittag. Er hatte keine Fortschritte mit seinem Brief gemacht, seit die Sonne am Morgen schräg durch das enge Fenster gefallen war und den kleinen Raum mit Licht erfüllt hatte. Die Sonne war über das Dach der Baracken aufgestiegen, und das Zimmer wurde langsam halbdunkel, da es nur noch indirekt vom Sonnenlicht erhellt wurde, das auf den engen Hof zwischen den Baracken schien. Costis wartete auf die Königin. Sie hatte den Palast zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit verlassen und war auf die Jagd gegangen. Sie würde in einer der Jagdhütten zu Mittag essen und irgendwann am Nachmittag zurückkehren.

Costis stand von seinem Schemel auf und ging dann zum hundertsten, ja tausendsten Mal im Zimmer auf und ab. Er würde verurteilt werden, wenn sie zurückkehrte, höchstwahrscheinlich zum Tode. Es drohte aber noch Schlimmeres als der Tod, wenn sie den Verdacht hatte, dass seine Tat auf eine Verschwörung zurückging oder dass auch nur ein Mitglied seiner Familie im Voraus davon gewusst hatte. Wenn es dazu kam, würde seine Familie ihren Hof bei Pomea im Gede-Tal verlassen müssen. Jedes einzelne Familienmitglied, nicht nur sein Vater und seine Schwester, sondern Onkel, Tanten und Cousins. Ihr Besitz würde an die Krone fallen, und sie würden nicht länger zur Schicht der Landbesitzer zählen, sondern Okloi sein – Krämer, wenn sie Glück hatten, Bettler, wenn sie keines hatten.

Natürlich hatte noch nicht einmal er selbst im Voraus ge-

wusst, was geschehen würde. Er hätte nie damit gerechnet, dass er ein Unheil zur wahren Katastrophe würde verschlimmern können, aber die Wahrheit spielte nun kaum noch eine Rolle. Costis dachte an die Papiere, die man ihm abgenommen hatte, und versuchte, sich zu erinnern, was genau darin stand und als geplanter Verrat missdeutet werden konnte. Der Archivsekretär konnte schon bei einem einzigen Wort Verrat wittern. Nur eine Andeutung eines Plans, und Costis würde am Morgen nicht gehängt, sondern gefoltert werden. Er wusste, dass die Wahrheit, die ohnehin keine große Rolle spielte, gar keine mehr spielen würde, wenn die Folter erst begonnen hatte.

Er trat ans Fenster und sah auf die Schatten hinaus, die über die Baracken gegenüber von ihm fielen. Bald würden die Trompetensignale erklingen, um die Mitte des Nachmittags zu verkünden; der Wachwechsel würde stattfinden. Er hätte jetzt eigentlich auf den Palastmauern sein sollen. Hinter sich hörte er die Ringe des Vorhangs auf der Stange über der Tür beiseitegleiten. Er drehte sich um, um den Männern ins Gesicht zu sehen, die ihn in den Palast führen würden.

Es waren keine Gardisten. In der Tür stand allein der König. Der von Priestern und Priesterinnen gesalbte Herrscher aller Lande von Attolia, der offizielle Vater des Volkes, der Herr der Barone, die ihm einer nach dem anderen Gehorsam geschworen hatten, der unbestrittene, unangefochtene und absolute Monarch des Landes. Der geschwollene Bluterguss neben seinem Mund passte farblich hervorragend zu der aufwändigen purpurnen Stickerei an seinem Kragen.

»Die meisten Leute würden in deiner Lage auf die Knie fallen«, sagte der König, und Costis, der ihn wie gelähmt angestarrt hatte, fiel verspätet auf die Knie. Er hätte sich verneigen sollen, aber er konnte den Blick nicht vom Gesicht des Königs losrei-

ßen. Erst der stechende Antwortblick des Königs durchbrach seine Erstarrung, und er senkte den Kopf.

Der König trat an den Tisch, und aus dem Augenwinkel konnte Costis den Krug sehen, den er in der Hand trug, einen Finger durch den Henkel geschoben, während er mit den übrigen zwei Becher festhielt. Der König hob sie auf den Tisch und setzte den Krug zuerst ab. Mit einer raschen Handbewegung wirbelte er einen der Becher in die Luft und stellte den anderen vorsichtig auf die Holzplatte. Er fing den Becher in der Luft auf, als er zu fallen begann, und stellte ihn behutsam neben sein Gegenstück. Er bewegte sich lässig, als sei ihm dies bisschen Jonglieren zur zweiten Natur geworden. Und doch war es eine zur Anmut verfeinerte Notwendigkeit, denn der König hatte nur eine Hand.

Costis schloss beschämt die Augen. All die albraumhaften und unwirklichen Geschehnisse des Tages waren schrecklich, schrecklich wahr, die Verletzung neben dem Mund des Königs unverkennbar und unbestreitbar: Jeder Knöchel von Costis' Faust war dort unauslöschlich abgebildet.

Eugenides sagte: »Du hast vor kaum zwei Monaten geschworen, mich und meinen Thron mit deinem Leben zu verteidigen – nicht wahr?«

Er war wie eine Lumpenpuppe umgefallen.

»Ja.«

»Ist das hier irgendein attolisches Ritual, von dem ich nichts weiß? Hätte ich mich verteidigen sollen?« Er hatte nur eine Hand; er hätte sich gar nicht gegen einen Mann verteidigen können, der sowohl größer als auch schwerer war als er – nicht gegen einen unversehrten Mann.

»Ich bitte Euch um Vergebung.«

Die Worte waren die eines Edelmanns. Sie klangen unter diesen Umständen selbst in Costis' eigenen Ohren seltsam, und der

König lachte kurz freudlos auf. »Meine Vergebung hat nichts mit höflichen Artigkeiten zu tun, Costis. Meine Vergebung ist mittlerweile eine sehr handfeste Angelegenheit. Eine königliche Begnadigung würde dir das Leben retten.«

Eine königliche Begnadigung war unmöglich. »Ich wollte nur sagen, dass es mir leidtut«, sagte Costis, unfähig, das Unerklärliche zu erklären. »Ich habe noch nie und würde auch nie... Ich... ich...«

»... greife für gewöhnlich keine Krüppel an?«

Seine Beschämung schnürte Costis die Kehle zu. Er hörte, wie der Wein in einen Becher gegossen wurde.

»Leg die Matratze wieder auf dein Feldbett, setz dich hin, und trink das hier.«

Steif tat Costis wie geheißen. Als er den Becher nahm und sich zögerlich in Gegenwart des Königs niederließ, saß der König schon auf dem Schemel und lehnte mit ausgestreckten Beinen und gekreuzten Knöcheln an der Wand. Costis konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass er wie ein Druckerlehrling nach einer Kneipenschlägerei und nicht im Geringssten wie ein König aussah. Er nahm einen Schluck aus seinem Becher und starrte dann überrascht hinein. Der Wein war eisgekühlt. Er war süß und klar wie flüssiges Sonnenlicht und besser als alles andere, was Costis in seinem ganzen Leben gekostet hatte.

Das Lächeln des Königs wurde langsam breiter. »Dieser Wein ist ein königliches Vorrecht. Sei vorsichtig damit, er ist nicht mit Wasser verdünnt. Hast du heute schon etwas gegessen?«

»Nein, Euer Majestät.«

Der König wandte den Kopf und rief etwas in Richtung Vorhang; nach einem Augenblick näherten sich Schritte auf dem Gang, und der Vorhang wurde beiseitegezogen. Laecdomon, einer der Männer aus Aristogitons Trupp, stand in der Tür. Aris

war mit Costis befreundet. Es konnte nicht angenehm für ihn sein, draußen mit seinem Trupp Wache zu halten.

Der König befahl, Essen aus dem Speisesaal zu bringen. Mit verächtlicher Miene verneigte sich Laecdomon und ging.

»Das ist ein treuer Diener, auf den ich gut verzichten könnte«, sagte der König leise, als er sich wieder Costis zuwandte. »Er glaubt sicher, dass das Essen für mich bestimmt ist, und wird einen harten Brotlaib und Oliven in einem versiegelten Krug holen.«

Costis konnte ihm seine Meinung über Laecdomon nicht verdenken. Er hatte den Gardisten nie gemocht. Laecdomon war etwas unwirsch und unnahbar, und Costis war froh gewesen, ihn nicht in seinem eigenen Trupp zu haben. Aris mochte ihn auch nicht besonders, klagte aber häufiger über ein anderes Mitglied seines Trupps, Legarus, den er »Legarus den Wunderschönen« nannte. Legarus hatte nicht nur ein hübsches Gesicht, er stammte auch aus einer Landbesitzerfamilie, Aristogiton hingegen nicht. Legarus würde nie zum Truppführer aufsteigen, ganz gleich, wie vornehm seine Familie war, und das sorgte gelegentlich für Spannungen in Aristogitons Trupp.

Der König unterbrach Costis' abschweifende Gedanken. »Sag mal, Costis, warum bieten mir die Leute nur andauernd Essen an, das ich nicht essen kann, und blicken dann wie die gekränkte Unschuld drein, wenn ich sie darauf hinweise, dass ich es nicht selbst zerschneiden kann? Und auch keinen verschlossenen Krug öffnen? Und auch keinen weichen Käse mit einem Spatel oder gar mit einem Buttermesser verstreichen?«

Weil du ein Emporkömmling von einem bocksfüßigen Barbaren bist, der die Königin von Attolia entführt und sie so gezwungen hat, ihn zum Mann zu nehmen, und weil du kein Recht hast, König zu sein, dachte Costis. Laut sagte er: »Ich weiß es nicht, Euer Majestät.«

Eugenides erriet seine Gedanken und fand sie wohl amüsant. Er lachte. Costis verbarg sein Erröten, indem er noch einen Schluck Wein trank. Er fühlte sich kühl im Mund an und milderte den unbehaglich festen Knoten der Verzweiflung in seinem Bauch.

»Woher stammst du, Costis?«

»Aus Ortia, Euer Majestät. Das liegt im Gede-Tal oberhalb von Pomea.«

»Wie groß ist der Hof?«

»Nicht sehr groß, aber er ist schon seit langer Zeit im Besitz der Familie.«

»Das Haus Ormentiedes, nicht wahr?«

»Ja.«

»Bist du ein jüngerer Sohn?«

»Mein Vater ist einer.«

»Du hast also gehofft, Land für deine Dienste zu erhalten?«

Costis konnte nicht sprechen. Er nickte.

»Costis.«

Costis blickte auf.

»Wenn es kein vorsätzlicher Verrat war, wird sie den Bauernhof nicht beschlagnahmen.«

Costis winkte ab; er war unfähig, sein Wissen, dass die Wahrheit über sein Verbrechen weniger wichtig war als der Anschein, in Worte zu fassen.

»Ich bin König«, hob Eugenides milde hervor.

Costis nickte und trank noch einmal. Wenn Eugenides tatsächlich der unbestrittene Herrscher über Attolia war, warum saßen sie dann beide hier und warteten auf die Rückkehr der Königin? Wenn der König Costis' Gedanken abermals erriet, ließ er es sich diesmal nicht anmerken. Er zog die Beine an und stand auf, um Costis' Becher neu zu füllen. Costis erschauerte und fragte sich, ob er es dem König erlauben durfte, ihn zu be-

dienen. Sollte er aufstehen, obwohl ihm befohlen worden war, sich hinzusetzen, sollte er sich selbst am Wein des Königs bedienen? Bevor er sich entscheiden konnte, was das Beste gewesen wäre, hatte Eugenides den Krug bereits wieder auf den Tisch gestellt und sich elegant zurück auf den Schemel sinken lassen.

»Erzähl mir von dem Bauernhof«, sagte der König.

Stockend und unsicher, wie er sich in diesem Verhör verhalten sollte, das so unwirklich war wie der Rest des Tages, suchte Costis Zuflucht in der anerzogenen Hierarchie und tat wie geheißen. Er sprach von den Olivenhainen und der Getreideernte, dem Haus, das er mit seinem Vater und seiner jüngeren Schwester geteilt hatte. Zwischen seinen Worten nippte er an seinem Wein, und der König füllte ihm den Becher erneut. Beim zweiten Mal war die Geste schon weniger verstörend. Als er an den Hof zurückdachte, flossen Costis' Worte müheloser. Sein Vater hatte sich mit seinem Cousin, der das Familienoberhaupt war, gestritten, und so waren sie aus dem Haupthaus ausgezogen, als Costis noch klein gewesen war.

»Hat dein Vater in dem Streit den Kürzeren gezogen?«

Costis zuckte mit den Schultern. »Er hat gesagt, das Einzige, was bei einem Familienstreit schlimmer sei, als unrecht zu haben, sei, recht zu haben. Er hat damals gesagt, dass ein bestimmter Damm das Frühjahr nicht überstehen würde. Als das tatsächlich eingetreten ist, sind wir ausgezogen.«

»Das ist nicht sehr gerecht.«

Costis zuckte noch einmal mit den Schultern. Ihm war es ganz recht gewesen. Das Haus war klein – für einen der Hofverwalter gedacht –, aber zumindest ihres allein. Costis war froh gewesen, von seinen Cousins fortzukommen.

Der König nickte verständnisvoll. »Ich bin mit meinen Cousins auch nicht zurechtgekommen. Einmal haben sie mich mit dem Gesicht nach unten in eine Zisterne gedrückt und wollten

mich nicht wieder hochlassen, bis ich mehrere anstößige Beleidigungen über meine Familie wiederholt hatte. Nicht, dass ich das vor irgendjemandem außer dir zugeben würde.« Er trank einen Schluck Wein. »In letzter Zeit kommen wir aber besser miteinander aus, meine Cousins und ich. Vielleicht wird es bei dir ähnlich sein, wenn du älter wirst.«

Costis leerte seinen Weinbecher und fragte sich, was für ein Geschöpf man wohl sein musste, um seinen Cousins solch eine Geschichte zu verzeihen. Er hob die Schultern. Der König klang wie ein alter Mann, der einem Kind Ratschläge erteilte. Der offizielle Vater des Volkes war, wie Costis annahm, jünger als er selbst, und Costis war sehr jung für den Anführer eines Trupps. Auf alle Fälle würde Costis' Verhältnis zu seinen Cousins wenig Gelegenheit haben, heranzureifen, wenn er am Morgen bereits tot sein würde. Ohne Zweifel war das der Grund dafür, dass der König sich bei seiner peinlichen Enthüllung sicher fühlte.

Der König füllte Costis' Becher erneut.

Als er sich wieder hingesezt hatte, sagte er: »Gib nicht so schnell auf, Costis. Sag mir, warum du mich geschlagen hast.«

Costis schluckte den Wein, den er im Mund hatte.

»Oder sollen wir alles noch einmal durchgehen? Du kamst mit deinem Freund durch den Torbogen und hast dabei all die Beleidigungen wiederholt, die du ohne Zweifel von meinem geschätzten Kammerherrn Sejanus gehört hast. Soweit ich weiß, hat er gestern Abend mit alten Freunden aus der Garde getrunken. Aristogiton muss den Spaß verpasst haben. War er im Dienst?«

»Er gehört zu den Okloi. Seine Familie hat kein Land. Sejanus würde nicht mit ihm trinken.«

»Aber deine Familie gehört den Patronoi an? Und du bist mit Aris befreundet?«

»Ja.«

»Was für ein Pech, dass deine Worte im Torbogen so gut widerhallten. Ich fand es sehr großmütig von mir, so zu tun, als hätte ich nichts gehört.«

»Ja, Euer Majestät.«

»Zu dem Zeitpunkt sprach ich gerade mit Teleus, nicht wahr? Er rief dich zu uns herüber. Ich glaube, wir versuchten, die Peinlichkeit zu überspielen. Erinnerst du dich? Wir sprachen darüber, ob ich an den Fechtübungen der Garde teilnehmen sollte oder nicht.«

»Ja, Euer Majestät.«

»Und du ...«, begann er.

»Ich habe Euch geschlagen, Euer Majestät.« Costis seufzte.

Er hatte den König herumgerissen und ihm die Faust ins verblüffte Gesicht geschwungen, ihn auf den staubigen Boden des Übungshofs niedergestreckt, wo er sich fluchend gewälzt und den schönen weißen Stoff seines weiten Hemds beschmutzt hatte.

»Warum?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie kannst du nicht wissen, warum du jemanden geschlagen hast?«

Costis schüttelte den Kopf.

»Es muss an etwas gelegen haben, das ich gesagt habe. War es das?«

»Ich weiß es nicht.« Er wusste es durchaus. Der König hatte Teleus sein Mitgefühl dafür ausgesprochen, dass er Männer befehligte, die derart unfähig waren, dass sie zugelassen hatten, dass ihre Königin entführt wurde.

»Costis, du musst zugeben, dass ich sie wirklich geradewegs vor Eurer Nase entführt habe.«

»Es lag an nichts von dem, was Ihr gesagt habt. Eu... Eure Majestät hatte natürlich vollkommen recht«, sagte Costis und hasste ihn.

»Warum dann?«, hakte der König weinerlich nach. »Sag schon, Costis, warum?«

Costis wusste nicht, warum er sagte, was er als Nächstes sagte; vielleicht tat er es nur, weil er sterben würde und das nicht mit einer Lüge auf den Lippen tun wollte. »Weil Ihr nicht wie ein König ausgesehen habt«, sagte er.

Der König starrte ihn leicht verwundert an.

Costis fuhr fort und wurde bei jedem Wort zorniger: »Sejanus sagt, dass Ihr ein Dummkopf seid, und er hat recht. Ihr versteht Euch nicht einmal darauf, nach einem König auszusehen, und noch viel weniger darauf, einer zu sein. Ihr geht nicht wie ein König, Ihr steht nicht wie ein König, Ihr sitzt auf dem Thron wie ... wie ein Druckerlehrling in der Schenke.«

»Und?«

»Und ...«

»Und da hast du mich mit einem deiner Cousins verwechselt?«

Costis preschte weiter vor. »Und so hatte Teleus mit allem, was er gesagt hat, recht. Ihr habt nicht das Recht, an den Übungen der Garde teilnehmen zu wollen. Ihr könnt mit den übrigen nichtsnutzigen Adligen aus dem Hofstaat fechten oder eine Garnison von Eddisiern kommen lassen, mit denen Ihr üben könnt, wenn Ihr wollt.«

»Es gibt in diesem Palast keine eddisischen Soldaten«, unterbrach ihn der König.

»Sie sind eine halbe Stunde entfernt im Hafen von Thegmis. Sie sind wie Pestbeulen über das ganze Land verteilt. Ihr könnt nach ihnen schicken. Wir sind die Garde der Königin, und Ihr könnt uns in Ruhe lassen. Teleus *hatte* recht. Ihr habt nicht das Recht ...« Entsetzt über seine eigenen Worte hob Costis die Hand, um noch einen Schluck aus seinem Becher zu nehmen, und hielt inne, um einen Blick hineinzuworfen. Der Becher war

leer. Er drehte ihn zwischen den Fingerspitzen und versuchte nachzudenken. Wie oft hatte der König ihm nachgeschenkt? *Hast du heute schon etwas gegessen?*, hatte der König gefragt, bevor er nach Essen geschickt hatte, das noch immer nicht gebracht worden war und von dem er gewusst hatte, dass es nicht bald gebracht werden würde. Wie viele Becher unverdünnten Weins hatte er getrunken? Genug, dass seine Gelenke sich wie Wasser anfühlten und ihm schwindlig war. Genug, dass ihm die Zunge zu lose im Mund saß. Er schaute auf und begegnete dem milden, neugierigen Blick des Königs.

Er war kein Dummkopf, ganz gleich, was Sejanus sagte. Er war ein gerissener Dreckskerl.

»Wer hat dich dazu angestiftet?«, fragte der König ruhig.

»Niemand«, entgegnete Costis scharf.

»Teleus?«, drängte der König leise. »Sag mir, dass es Teleus war, dann Sorge ich dafür, dass du begnadigt wirst.«

»Nein!«, schrie Costis. Er sprang auf und ballte die Hände zu Fäusten. Der Becher, den er in der Hand gehalten hatte, fiel unbeachtet zu Boden und zerbrach. Er spürte, wie ihm die Hitze des Weins und des Zorns ins Gesicht stieg. Der Türvorhang wurde beiseitegeschlagen.

Die Königin war eingetroffen.

Costis schnappte nach Luft, so atemlos, als hätte er einen Schlag in die Magenröhre bekommen. Er hatte sie nicht kommen hören. Er sah Eugenides an, der noch immer auf dem Schemel saß. Der König hatte sich nicht von dem Lärm ablenken lassen, den Costis gemacht hatte. Er musste die Schritte auf dem Gang gehört haben. Er hatte leise gesprochen, damit diejenigen, die sich näherten, ihn nicht hören konnten. Aber sie hatten ganz gewiss Costis gehört. Sie hatten gehört, wie er den König angeschrien hatte. Wie er einen Weinbecher zerschmettert hatte. Und jetzt konnten sie ihn drohend vor dem König aufragen sehen.

Costis tat einen zitterigen Atemzug. Er wollte den König umbringen. Er wollte weinen. Er fiel vor seiner Königin auf die Knie, neigte den Kopf bis fast zum Boden und barg das Gesicht hinter den Händen, die er noch immer zu Fäusten geballt hielt – zu immer verkrampteren Knoten des Zorns und der bitteren, bitteren Beschämung.

Kapitel 2



Costis hörte die Stimme der Königin über seinem Kopf. »Sagst du mir bitte, warum ich hierher in die Baracken kommen sollte, um mit meinem Gardisten zu sprechen?«

Und Eugenides antwortete, genauso ruhig: »Du hättest ihn vorführen lassen können.«

»Wärst du dann auch gekommen? Hinterher, wie der Schwanz dem Hund?«

»Bin ich nicht hinreichend königlich? Das hat mir Costis zumindest gerade gesagt.«

»Unköniglich in vielerlei Hinsicht, mein König – vor allem auch in der, dass du dir das von deiner Garde sagen lässt.«

Eugenides nahm den Tadel wortlos hin.

»Du hast nicht befohlen, ihn hängen zu lassen«, sagte die Königin.

Costis kämpfte gegen das Bedürfnis an, sich auf den Bauch zu werfen und auf die Königin zuzukriechen. Er war noch nie so hilflos gewesen. Es ging ihm wie einer Fliege im Spinnennetz: Je mehr er sich abmühte, desto schneller würde er verloren sein.

»Nein«, sagte der König. Costis hoffte stumm. »Ich will ihn nicht hängen.« Costis' Hoffnung schrumpfte und zerbrach. Er verfluchte sich dafür, dass er auch nur im kleinsten Winkel seines Herzens geglaubt hatte, dass der König vorhaben könnte, seiner Familie den Verlust des Hofes zu ersparen.

»Du wirst dich *nicht* in den Gang der Gerechtigkeit einmischen«, sagte die Königin warnend.

»Na gut«, erwiderte der König gleichmütig, »dann häng sie alle beide auf.«

»Ihn und welchen anderen meiner getreuen Diener, mein König?« Sie erhob kein einziges Mal die Stimme; jedes Wort war kühl und deutlich, und ihr Zorn ließ Costis, der immer noch auf den Knien lag, erbeben.

»Teleus«, sagte der König schulterzuckend, und die Königin verstummte.

»Also war es eine vorsätzliche Tat«, sagte sie schließlich.

Mochten die Götter sie beide beschützen! Es war nicht vorsätzlich geschehen. Costis stemmte sich vom Boden hoch.

»Meine Königin.« Er sprach so ruhig, wie er konnte, und schaute in ihr Gesicht auf, als sie sich umwandte, um auf ihn herabzublicken. Er hätte lieber alles andere getan, als ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

»Hast du etwas zu sagen?« Sie sprach, als ob ihr Hund sich plötzlich aufgesetzt und um Gehör gebeten hätte.

Er hätte sie nicht als »seine Königin« anreden sollen. Er hätte »Euer Majestät« sagen sollen. Sie war immer »Euer Majestät«, ganz gleich, wer sie anredete, aber wenn er ein Verräter war, dann war sie nicht länger »seine Königin«. Bei dem Gedanken krampfte sich sein Brustkorb schmerzlich zusammen. Er hatte ihr von dem Tag an, als er rekrutiert worden war, mit der unverbrüchlichen Loyalität gedient, die alle Soldaten der Garde auszeichnete. Teleus selbst hatte ihn, jünger als die meisten anderen, zum Rekruten bestimmt, und nach einem Ausbildungsjahr hatte er ihn ausgewählt, in der Garde der Königin zu dienen. Er wich ihrem Blick nicht aus, als er sprach.

»Euer Majestät, bitte, es war Dummheit, kein Verrat. Lasst mich das beweisen, wenn ich kann. Bitte lasst nicht meinen

Hauptmann für etwas aufhängen, das allein meine Schuld war.« Er hatte zu viel Angst, den Bauernhof auch nur zu erwähnen.

»Weißt du, was du da anbietest?«, fragte die Königin.

»Nein, Euer Majestät«, gestand Costis flüsternd. Er wusste nicht um die Einzelheiten und nahm an, dass es sich nicht empfahl, gerade jetzt zu versuchen, sie zu erraten. Er war ohnehin schon kalkweiß vor Furcht. »Aber ich werde alles tun.«

»Na gut«, sagte der König verdrießlich, als wäre er dabei, ein Schachspiel zu verlieren, »dann häng Teleus eben nicht. Aber ich verstehe nicht, wie du Costis hängen kannst, wenn du seinen Vorgesetzten nicht hängen willst.«

Die Königin wandte sich wieder zu ihm um. »Ich könnte *dich* hängen«, sagte sie.

Eugenides sah zu ihr auf. »Die Gelegenheit dazu hast du verpasst«, entgegnete er.

Die Königin hob die Hand und legte sie sich kurz vor die Augen. »Es ist bemerkenswert, wie du meine sonst so klare Sicht trübst«, sagte sie. »Was schlägst du vor?«

»Ich schlage vor, dass du mich ihn an Teleus verkaufen lässt. Sein Leben im Austausch gegen Teleus' Wohlverhalten.«

»Weiter«, drängte die Königin.

»Teleus hält viel von ihm. Er hat sich in der Schlacht von Thegmis ausgezeichnet, und sein Name wurde dir genannt, als er zum Führer eines Trupps befördert wurde.«

Costis zuckte zusammen; einst hatte er davon geträumt, dass er irgendwann hören würde, dass sein Name der Königin genannt worden sei. Aber doch nicht so!

»Ich bin bereit, Teleus Costis' Leben anzubieten, wenn Teleus willens ist, mein fortdauerndes Wohlergehen zu garantieren.«

»Er ist der Hauptmann deiner Garde. Dein Wohlergehen ist der Zweck seines Dienstes«, erklärte die Königin.

»Deiner Garde«, sagte der König.

»Deiner Garde«, beharrte die Königin.

»Wie erklärst du dir dann den Sand in meinem Essen? Die Schlange in meinem Bett? Die beharrlichen kleinen Stöße zwischen meine Schulterblätter, wann immer ich am oberen Ende einer langen Treppenflucht stehe?«

»Eine Schlange«, wiederholte die Königin.

»Eine schwarze. Sie war harmlos.«

Costis hatte noch nie etwas wie die Stille gehört, die nun folgte. Sie dehnte sich immer länger aus, als wäre er plötzlich taub geworden, ganz wie das rituelle Schweigen in einem Tempel, nur viel, viel schlimmer.

»Teleus.« Als die Königin endlich sprach, war es nur ein Flüstern, und sie fauchte den Zischlaut am Ende des Wortes geradezu.

Costis hörte die Vorhangringe über die Stange gleiten. Teleus musste gleich draußen auf dem Gang gestanden haben. Costis hätte aufschauen können, um dem Hauptmann ins Gesicht zu sehen, aber der Kopf war ihm einige Augenblicke zuvor langsam wieder zu Boden und in die Hände gesunken.

Sejanus hatte Geschichten über die Streiche erzählt, die dem König von seinen Kammerherren gespielt wurden. In der Runde um den Tisch im Speisesaal hatten sie sich zum Brüllen komisch angehört. Nun klangen sie weniger lustig. Wenn jemand dem König Sand ins Essen streuen konnte, konnte dann nicht auch jemand Gift hineingeben? Wenn jemand ihm eine schwarze Schlange ins Bett legte, warum dann nicht auch eine Viper? Wenn es jemandem gelang, ihn die Treppe hinunterzustoßen ... Es gab eddisische Soldaten, hier und da in ganz Attolia postiert. Niemand zweifelte daran, dass sie großen Schaden anrichten konnten, wenn der Krieg mit Eddis erneut ausbrach. Und das würde er, wenn der König in den ersten paar Monaten seiner Herrschaft unter verdächtigen Umständen starb.

»Am besten hat es mir gefallen«, sagte der König, »wie die Jagdhunde auf dem Hof freigelassen wurden, als ich gerade vorbeikam.«

Der ganze Palast wusste über den Vorfall mit den Jagdhunden Bescheid. Die Gardisten hatten gelacht und gelacht, als Sejanus einen Bericht aus erster Hand geliefert hatte. Sejanus hatte gesagt, der König hätte solche Angst gehabt, dass er grün ange laufen und auf der Treppe vor den Palasttüren stehen geblieben wäre, bis man die Hunde an die Leine gelegt und fortgezerrt hatte. Er hatte ihrem Wärter gedroht, dass er sämtliche Hunde wie Ziegen schlachten lassen würde, wenn das noch einmal vor kam.

»Teleus?«, hakte die Königin nach.

»Ich wusste nichts davon, Euer Majestät.« Es war keine Entschuldigung. Es war das Eingeständnis eines Versagens.

»Warum hast du nicht schon früher etwas gesagt?«, fragte Attolia den König.

Als der König antwortete, sprach er langsam: »Weil ich da noch nicht von einem Soldaten meiner eigenen Garde niedergeschlagen worden war.«

Sejanus hatte behauptet, der König würde der Königin nicht von den Streichen erzählen, weil er nicht zugeben wollte, dass er zu schwach war, mit seinen eigenen Kammerherren fertig zu werden. Er gab zur ständig wachsenden Erheiterung seiner Kammerherren vor, nichts zu bemerken. Doch einen Angriff seiner eigenen Garde konnte die Königin nicht einfach übersehen.

»Also, ein Handel«, schlug der König vor. »Teleus, ich gebe Euch Costis' Leben, und Ihr beginnt, Eure Arbeit zu erledigen.«

Costis kannte die Antwort schon, bevor Teleus sprach. Es war kein Geheimnis, dass der Hauptmann den neuen König verabscheute. Er hätte noch im Höllenfeuer keinen Schluck Wasser von Eugenides angenommen, und schon gar nicht Costis' Le-

ben. Costis hatte gemäß den strengen Regeln, die Teleus' Leben bestimmten, sein Schicksal verdient, und Costis konnte dem – selbst insgeheim im eigenen Kopf – nicht widersprechen. Er hatte wieder Zeit, an den Galgen zu denken, der auf dem Paradeplatz errichtet werden würde, daran, wie es sich wohl anfühlen würde, gehängt zu werden, und an die Schmach seines Vaters.

»Nehmt den Handel an, Teleus«, befahl die Königin Übergangslos.

»Meine Königin?« Auch Teleus konnte seinen Ohren nicht trauen.

»Nehmt an.«

»Wie Ihr wünscht, meine Königin«, sagte der Hauptmann und klang so fassungslos, wie Costis sich fühlte.

»Du wolltest doch heute Morgen einen Gegner für einen Übungskampf?«, fragte die Königin und wandte sich wieder Eugenides zu.

»Ja.«

»Costis wird dir gute Dienste leisten«, sagte sie und stürmte aus dem Zimmer. Die Ringe glitten wieder über die Stange. Der Ledervorhang fiel, und das einzige Geräusch war das der vielen sich entfernenden Schritte auf dem Gang.

Costis kauerte noch immer am Boden und blinzelte erstaunt in die Dunkelheit seiner Hände, die er vor die Augen geschlagen hatte. Als die Menge von Schritten die Treppe am Ende des Flurs erreicht hatte, ließ er schließlich die Hände beiderseits seiner Knie zu Boden sinken. Er legte sie behutsam auf die Holzdielen, als hätte er ein Erdbeben erlebt und wolle sichergehen, dass es vorüber war. Der König saß immer noch auf dem Schemel, die Beine weiterhin von sich gestreckt und an den Knöcheln gekreuzt.

Der König fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und hielt inne, um sanft den Bluterguss neben seinem Mund zu betasten.

Am Ende sagte er: »Das war entsetzlich, aber ich nehme an, du bist an Aufregung gewöhnt?«

Costis starrte ihn ausdruckslos an.

»Sie würde Teleus nicht aufhängen. Sie hat niemanden, der ihn ersetzen könnte.«

Als ob der König Teleus' Leben in dem Bemühen aufs Spiel gesetzt hätte, Costis zu retten, statt bei dem Versuch zu scheitern, die Königin eines ihrer mächtigsten Unterstützer zu berauben! Costis wusste, was er gesehen hatte.

»Ich habe dir ja gesagt, dass sie den Hof nicht einziehen würde.« Eugenides lächelte bar jeder königlichen Würde und ging.

»Wünschst du dir immer noch, du hättest mich aufhängen lassen?«

Sie hatte ihn nicht hereinkommen hören, aber er hatte ein Tintenfass auf ihrem Schreibtisch verschoben und ein Stück weit übers Holz gleiten lassen, um sie wissen zu lassen, dass er da war, bevor er gesprochen hatte. Er war bis in die kleinsten Einzelheiten rücksichtsvoll. Sie drehte sich nicht um.

»Es ist schon Männern mit einem einzigen Schlag das Genick gebrochen worden«, sagte sie.

Er warf ein Kissen auf den Boden und ging um sie herum, um sich darauf zu setzen; er ließ sich im Schneidersitz zu ihren Füßen nieder. »Ich kann mich doch nicht immer weiter entschuldigen«, sagte er.

»Warum nicht?«, fragte sie über seinen Kopf hinweg.

»Na ja«, sagte er nachdenklich, »ich glaube, das würde dich langweilen.«

Es hätte keinen Zweck gehabt, darauf zu hoffen, dass ihm irgendwann die Dinge ausgehen würden, für die er sich entschuldigen musste. »Was ist geschehen?«, fragte sie kalt.

Eugenides ließ die Schultern hängen und spielte an den Fransen des Kissens unter seinem Knöchel herum. Er legte jeden einzelnen Faden gerade hin. »Ich war wütend auf Teleus. Costis ist zu seiner Rettung herbeigeeilt.« Er brachte die Fransen wieder durcheinander. »Ich dachte, du würdest den armen Costis hängen.«

»Das hätte ich auch getan, wenn du ihn nicht so hübsch an Teleus gekettet hättest.«

»Wie einen Anker, um ihn hinabzuziehen«, pflichtete der König ihr bei.

»Ich dachte, wir hätten eine Übereinkunft, was Teleus betrifft.«

»Hatten wir auch. Haben wir noch«, versicherte der König ihr.

»Und doch setzt du ihn aufs Spiel, um einem verräterischen, wertlosen Gardisten das Leben zu retten?«

»Du hast Costis zuvor deinen treuen Diener genannt.«

»Er war einst auch ein treuer Diener. Nun ist er keiner mehr. Du wirst ihn bei mir nicht reinwaschen können.«

»Natürlich nicht«, sagte er demütig.

Sie seufzte frustriert und fragte widerwillig nach der Wahrheit. »Hast du Lügengeschichten erzählt?«

»Ich lüge niemals«, sagte er fromm. »Worüber?«

»Den Sand, die Schlange.«

Für einen jungen Mann, der niemals log, wirkte er von dieser Frage überraschend wenig gekränkt. »Du solltest Relius fragen. Dein Archivsekretär hat seit Wochen einen Verdacht und sich geradezu überschlagen, um mehr herauszufinden.«

»Warum hast du dann nichts gesagt?«

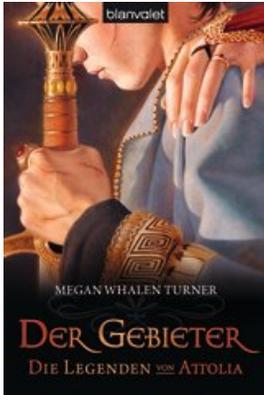
»Ich will nicht, dass in der Küche oder in der Garde hart durchgegriffen wird.«

»Du willst also Leute vor Strafen bewahren, die sie verdient haben?«

»Oh nein«, sagte der König. »Ich will nur sichergehen, dass die, die es am meisten verdient haben, auch diejenigen sind, die bestraft werden.«

»Sag nur ein Wort, dann werden sie bestraft.«

Er schüttelte den Kopf, und sie gab fürs Erste auf.



Megan Whalen Turner

Die Legenden von Attolia 3

Der Gebieter

eBook

ISBN: 978-3-641-10780-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2013

Da lässt Verrat die Mission scheitern, und plötzlich hält Gen das Schicksal von drei Königreichen in den Händen. Doch in dem Dieb verbirgt sich weit mehr, als irgendetwas ahnt!